

Kapitel 1 Am Ufer der Elde, 2023 – 1923

Zögernd nähere ich mich den Orten meines Vaters. Mecklenburg ist ein weites Land. Dörfer verstecken sich hinter bewaldeten Hügeln, Alleen führen ins Nirgendwo. Ich überquere die „Elde-Müritz-Wasserstraße“, eine Bezeichnung aus dem Katasteramt. Mein Vater erzählte mir von der Elde. Ein weicher Name, der besser passt zu diesem bedächtigen Fluss, der sich auf seinem Weg durch die Müritzer Seen fast verliert, dann weiterfließt bis zur Elbe, vorbei an stillen Städten. Dies ist die Landschaft meines Vaters. Ich will die Kapitel seiner Geschichte schreiben, um mich selbst besser zu verstehen.



Die Elde bei Slate, Sommer 2023

Geologisch ist Mecklenburg eine junge Landschaft. Vor 15.000 Jahren zog sich das Eis der letzten Kaltzeit langsam zurück. Es hinterließ tiefe Rinnen, Toteis und feuchte Senken. Aus dem Süden kamen Jäger und Fischer, neue Pflanzen und Tiere. In dieser Zeit fand die Elde ihr Flussbett. An ihrem Ufer entstanden Burgen und Handelsplätze. Später wurde sie vertieft und vermessen, mit Schleusen versehen und in ein Netz von Kanälen eingebunden. Die Elde verband Mecklenburger Städte mit Hamburg und Berlin. Als die Eisenbahn den Wettlauf um den Güterverkehr gewann, wurde es ruhig an ihren Ufern.

Im Sommer 2023 liegt der kleine Fluss mit großer Vergangenheit träge in der Mittagshitze. Ab und zu kommen Paddler vorbei, dazwischen: Stille. Zitronengelbe und goldbraune Falter sitzen in üppigen Blütendolden. Metallicblaue Libellen schwirren lautlos über dem Wasser. Unter der Brücke hat jemand in großen Buchstaben einen Text der Dichterin Anais Nin an die Ziegelwand geschrieben. Es trifft mich wie ein Schlag. Die Geschichte meiner Familie in Versen.



Unter der Brücke bei Slate, Sommer 2023

Die Liebe stirbt nie einen natürlichen Tod.
Sie stirbt, weil wir das Versiegen ihrer Quelle nicht aufhalten
Sie stirbt an Blindheit, Missverständnissen und Verrat.
Sie stirbt an Krankheit und Wunden
Sie stirbt an Müdigkeit, sie siecht dahin,
Sie wird gebrechlich, aber sie stirbt nie einen natürlichen Tod.

Den letzten Vers des Gedichtes lese ich später in den Tagebüchern von Anais Nin:

Jeder Liebende könnte des Mordes an seiner eigenen Liebe bezichtigt werden.

Vor 100 Jahren war mein Vater Erich Mahnke ein Kind an diesem Fluss. Er ist hier aufgewachsen, im Dorf Slate bei Parchim. Davon hat er mir erzählt. Im Westberlin der 1960er Jahre war das eine Geschichte von einem anderen Stern. Nie hätte ich mir vorstellen können, einmal hierher zu reisen. Parchim und Slate lagen jenseits der

Mauer. Unsere Familie durchquerte dieses andere Deutschland voller Angst und Anspannung. Woher diese Gefühle kamen, habe ich erst viel später begriffen.

Ich bin die Vattertochter. Ich sehe ihm ähnlich: die braunen Augen, der Mund. Die etwas dunklere Haut. Sogar seine Geheimratsecken habe ich geerbt. Die erste Erinnerung an meinen Vater ist ein körperliches Gefühl von Geborgenheit. Wenn ich als kleines Kind nicht schlafen konnte, durfte ich ins Ehebett. Am Wochenende stand meine Mutter als erste auf, machte Frühstück und heizte im Winter die Öfen an. Ich blieb mit meinem Vater liegen, er hat mir Geschichten erzählt. Der Hund Bedenkti spielte darin die Hauptrolle. Dieser Hund bedachte immer alles lange und genau, und war ein bisschen dumm. Ich habe mich gefreut, schneller zu begreifen als der Hund. Aber manchmal war das längere Nachdenken des Hundes besser als meine spontane Lösung. Zögern kann sinnvoll sein.

Als ich zehn Jahre alt war, zerbrach unsere Familie. Ich nenne es den großen Knall. Mein liebevoller, oft innerlich abwesender Vater wurde mir fremd. Nach Jahren voll Streit und Gewalt verschwand er aus meinem Leben. Lange habe ich mir nicht eingestanden, wie sehr ich ihn vermisse.

Der Autorin Ananis Nin ist ebenfalls der Vater abhanden gekommen, als sie elf Jahre alt war. Er taucht in ihren Texten immer wieder auf. In der Mitte ihres Lebens schreibt sie, dass sie ihn als Freund vielleicht hätte schätzen können. Aber als Vater war er mangelhaft. Auch mein Vater glänzte nicht in dieser Rolle. Gleichwohl spüre ich vorsichtige Sympathie und nachgetragene Liebe. Ich will versuchen, ihn als Person kennenzulernen.

Im Sommer 2023 sitze ich am Ufer der Elde, in Slate bei Parchim und versuche zu verstehen, wie alles kam. Seit vielen Jahren will ich die Familiengeschichte aufschreiben. Lange habe ich gezögert. Der Knoten aus Wut, Abgrenzung und vergeblicher Liebe hat sich nur langsam gelockert. Jetzt sind beide Eltern seit vielen Jahren tot, und ich habe endlich Zeit und Muße. Ich will meinen Vater und meine Mutter als Menschen in ihrer Zeit kennenlernen und beschreiben. So weit wie möglich, will ich mich dabei an die Fakten halten. Dazu gehören auch die Familienerzählungen mit allen Widersprüchen. Dieser Fluss war in der Erzählung meines Vaters schön und sommerlich, so wie ich ihn jetzt erlebe. In der Erzählung meiner Mutter standen Fluss und Dorf für Kälte, Fremdheit, harte Arbeit und Hunger.

Mein Vater war ein Pflegekind, er wurde nie adoptiert, hatte aber den gleichen Namen wie seine Pflegeeltern. Wie passt das zusammen? Ich schreibe an den „Heimatabund Parchim“, der den Kontakt zur Kirchengemeinde in Slate vermittelt.

Alte Kirchenbücher sind die wichtigsten Quellen zur Familiengeschichte. In Parchim besuche ich das neu gestaltete Museum. Dort wird eine Chronik des Dorfes Slate als Buch angeboten, ausgewählte Geschichten seit 1254. Im Museumscafé beginne ich zu lesen.

Der Name des Dorfes ist slawisch, er bedeutet ‚Fließendes Gewässer‘. Der Turm der alten Feldsteinkirche, die heute noch steht, war ein Wehrturm. Hier fanden die Siedler des Dorfes Zuflucht in unruhigen Tagen. Zuerst war nur der Anger rund um die Kirche besiedelt, dann kamen jenseits der Straße nach Parchim die Hofstellen dazu, direkt am Fluss.

Die Familie meines Vaters ist seit 1696 ansässig, im Jahr 1723 hatte ein Johann Mahncke sein Haus direkt neben der Kirche. Das zeigt eine alte Karte. Maria Mahncke, die Frau des „Arbeitsmannes“ Jochim Friedrich Mahncke, wurde 1787 die erste Hebamme des Dorfes, durch Erfahrung für geeignet befunden und geprüft von einem Herzoglichen Hofrat und Lehrer der Hebammen-Kunst. Sie erhielt dafür Tannenholz und einen Acker, durchaus ungewöhnlich in einer Zeit, die Frauen mit eigenem Beruf kaum kannte.

Mein 1875 geborener Großvater Wilhelm Mahnke war Erbpächter, ein angesehener Mann und jahrelang Dorfschulze. Das Dorf gehörte zur Stadt Parchim, alle Erbpächter leisteten Hand- und Spanndienste für die Obrigkeit. Das hieß, Männer abstellen zum Holzschlag, Feuerlöschen und Instandhalten der Wege, der Schule und der Kirche. Dazu kamen Abgaben für den Pfarrer, den Küster und den Lehrer. Deren Äcker mussten mit bestellt werden. Auch die Nachtwache war zu bezahlen. Der Parchimer Magistrat regelte alles genau für seine Kämmereidörfer.

Die Kirche ist noch heute der Mittelpunkt des Dorfes. Mächtige Linden stehen davor. Ich überquere die stille Dorfstraße mit Kopfsteinpflaster und klingele am alten Pfarrhaus. Im großen Obstgarten spielt eine Pfadfindergruppe Völkerball. Pilger treffen ein, stellen ihre Rucksäcke ab. Slate ist eine lebendige Gemeinde, gastfreundlich und aufgeschlossen. Der junge Mitarbeiter zeigt mir einen Raum im Gemeindehaus, und ich darf in aller Ruhe die Kirchenbücher lesen.

im Jahr 1931

1931

Konfirmierte Kinder vom 1. Advent 19 bis 1. Advent 19

Nr.	Name des Kindes.	Geburtsort.	Jahr, Monat und Tag der Geburt.	Heim, Stand und Wohnort des Vaters (in vollständiger Adresse der Eltern).
	I. Kambien:			
1.	Robertus Wili. Karl Hermann.	Grosendorf, Ky.	1917	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
2.	Wassow Wili. Joh. hann Karl.	Gordens	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
3.	Diedrich Wili. henn.	Slate	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
4.	Colm. Otto Ernst Christian.	Gordens	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
5.	Hellm. Paul Joh. Wili. Ernst.	Slate	1917	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
6.	Mahncke Wili. henn. Schaefer.	Stavenhagen	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
7.	Wili. henn. Wili. henn. Wili. henn.	Ciechanow	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
8.	Wili. henn. Wili. henn. Wili. henn.	Slate	1917	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
9.	Wili. henn. Wili. henn. Wili. henn.	Dänzig	1917	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
	II. Wambien:			
1.	Wili. henn. Wili. henn. Wili. henn.	Parchim	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.
2.	Wili. henn. Wili. henn. Wili. henn.	Slate	1916	W. Wilhelm Behrens, Pfarrer in Kambien.

Slater Kirchenbuch, Konfirmationseintrag 1931

Es sind schwere alte Bände, in Leder und Pergament gebunden, die Eintragungen sind mit der Feder in schön geschwungener Schrift geschrieben. Ich finde seinen Namen in der Liste der Konfirmanden des Jahres 1931: Mahncke, Erich Ludwig Erhard, geboren 1916, Mutter ist die unverehelichte Anna Mahncke. Ein Vater wird nicht erwähnt. Bei den anderen Konfirmanden wird der Name und der Stand des Vaters erwähnt: Arbeiter, Grundbesitzer, Häusler. Fast sehe ich Erich vor mir, als Knaben im Konfirmandenanzug. Fotos aus dieser Zeit gibt es keine.

Mein Vater ist nicht in Slate geboren und getauft, sondern in Schwerin. Seine Mutter Anna Mahncke, geboren 1895 in Slate, war dort Dienstmädchen. Über den Vater des kleinen Erich ist nichts bekannt. War er einer der Leutnants der Garnison, die in Schwerin lag? Oder Annas Dienstherr, auch das keine ungewöhnliche Konstellation? Ich schreibe an den Leiter des Schweriner Stadtarchivs mit der Bitte um Hinweise für meine Recherche. Mich beschäftigt die Frage, wo eine unverheiratete Schwangere damals in Schwerin Unterstützung finden konnte.

Der Archivar findet den Taufeintrag meines Vaters im Register der St.Paulskirche. Bei einem Besuch in Schwerin erzählt er mir vom Leben in der Stadt zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Uneheliche Schwangerschaften waren damals nicht selten, besonders in den „unteren Ständen“. Im Kaiserreich hatte Schwerin die größte Garnison in Mecklenburg, das brachte Menschen in die Stadt und Arbeit für alle. Neue Stadtviertel entstanden, die eine oder andere Familie kam zu Geld, leistete sich ein größeres Haus und Dienstboten. 1916, im zweiten Kriegsjahr, war die Situation angespannt. Es gab erste Rationierungen von Lebensmitteln und Seife. Unter diesen Umständen ein Kind zu gebären, war nicht einfach. Die Hebamme kam ins Haus, aber in der Dienstbotenkammer konnte das Kind nicht lange bei der Mutter bleiben. Sie musste schließlich arbeiten. Also kam der Kleine in das Säuglingsheim Bethanien in der Bergstraße 39 in Schwerin, wo Kinder von evangelischen Diakonissen betreut wurden. An dieser Adresse steht heute ein denkmalgeschütztes Fachwerkhaus. Es wirkt gepflegt und einladend, hat einen breiten Giebel zur Straße und einen Garten hinter dem Haus. Ein passendes Gebäude für ein Kinderheim.

Sofern der Dienstherr es erlaubte, konnten Mütter zum Stillen der Kinder kommen. Das war auch nötig, denn Lebensmittel waren knapp. Der Winter 1916/17 ist als „Steckrübenwinter“ in Erinnerung geblieben. Es gab monatelang nur Rüben, die wenig Nährwert hatten. Die Säuglingssterblichkeit war hoch. Mein Vater wurde in eine Hungersnot hineingeboren, und musste in den ersten Jahren ohne Eltern aufwachsen. Wie haben ihn diese Erfahrungen geprägt?

Bis zum Schulbeginn blieben die Kinder hier, dann musste ein anderer Platz gefunden werden. Die Volkszählung von 1919 nennt Erich Mahnke zusammen mit 29 anderen Kindern zwischen 0 und 6 Jahren als Bewohner des Heims. Auch diese Information ist aktenkundig. Wurden die Kinder liebevoll betreut? Wurden sie gefördert, oder lernten sie vor allem Disziplin? Diese Fragen beantwortet kein Archiv.

Wilhelm Mahnke in Slate nahm den Jungen als Pflegekind auf. Wilhelm war der Bruder der jungen Mutter Anna Mahnke, und damit der Onkel des Jungen. Das erklärt den gleichen Familiennamen. Die Adoption von Kindern war damals rechtlich nicht möglich, es gab nur Pflschaftschaften. Vermutlich wusste jeder im Dorf, dass Erich ein uneheliches Pflegekind war.

Die Annahme des Kindes geschah nicht nur aus Barmherzigkeit. Wilhelm Mahnke und seine Frau Elsa, geborene Kollmorgen, hatten keine leiblichen Kinder. Und damit keinen Hoferben: eine schwierige Lage für einen Erbpächter. Erst 1911, ein gutes

Jahr nach der Hochzeit, hatte das Ehepaar ein neues, modernes Wohnhaus im Stil einer städtischen Villa gebaut. Der Neffe sollte wohl den Hof übernehmen.

Aber Wilhelm Mahnke gab 1929 den Hof auf. Warum? Manches kann ich recherchieren, für anderes muss ich mir Erklärungen zusammenreimen. Vielleicht war er krank, oder fühlte sich mit 54 Jahren zu alt für einen großen Hof. Oder die Steuern und Abgaben wuchsen ihm über den Kopf, bei staatlich verordneten niedrigen Preisen für Getreide, Milch und Fleisch. Bankrott war er nicht, denn er baute seiner Familie ein neues Haus. Modern und solide aus Backstein, idyllisch gelegen am Wald.

Dieses Haus steht noch heute, seine Bewohner haben es gut gepflegt. Es steht in einer stillen Seitenstraße. Ich bin daran vorbei gegangen, habe aber nicht geklingelt. Nach der Wende wurde das Haus, das nach dem Tod der Pflegeeltern meines Vaters unter staatlicher Verwaltung stand, an unsere Familie rückübertragen. Meine Schwester hat es an die Bewohner verkauft. Alles lief geordnet ab, aber im Dorf wurden Geschichten erzählt über Erich Mahnke, der aus dem Krieg zurückkam, aber nicht bleiben wollte. Ich will nicht Teil dieser Geschichten werden.

Außerdem zieht es mich zum Fluss, von dem mein Vater mit Sehnsucht sprach. War er dort mit Freunden unterwegs, oder saß er lieber allein am Ufer? Ich erinnere mich an ihn als Einzelgänger, vermutlich war er schon als Kind viel allein. In seinen ersten Jahren hat er nicht gelernt, enge Bindungen aufzubauen. Auch im Dorf war er wohl eher ein Außenseiter. Als ich still am Fluss sitze, fliegt ein Eisvogel ganz nahe über das Wasser, klein und blau wie ein Juwel. Diese Vögel hat mein Vater damals auch gesehen, und mir später davon erzählt.

Seine Zukunft ist meine Vergangenheit, wir sind verbunden in diesem Moment.

Kapitel 2 Schulzeit in Slate, 1926

So stelle ich mir meinen Vater als Kind vor: ein kleiner, eher schwächliche Junge. Er hat sich eingerichtet in der schwierigen Familiensituation, es geht ihm gut. Er weiß, dass seine Eltern ihn gewollt haben, es ist kein Zufall, dass er bei ihnen ist. Vielleicht das Beste, was einem passieren kann, wenn die Ankunft in der Welt schwierig war. Ich stelle ihn mir als Träumer vor, der gern allein ist. Zu den anderen Jungen im Dorf gehört er nicht, wegen seiner Herkunft und der körperlichen Schwäche. Er will auch nicht zu dieser Gruppe gehören, in der die Rangordnung mit Mutproben und Kämpfen ausgefochten wird. Eine gewisse Angst vor Zurechtweisungen und Schmerzen hat er mitgebracht. Es bleibt eine Unsicherheit, ob das Glück von Dauer sein kann. Vielleicht ist mit einem Schlag alles vorbei, und er ist wieder einer unter Vielen. Dabei möchte er so gern ein Besonderer sein. Gesehen werden, geliebt werden.

Seine Kinderwelt ist das Dorf Slate, mit 112 Haushalten und 470 Einwohnern. Die ersten Automobile rauschen über die mit Steinschotter belegte Chaussee, die den Ort durchquert. Es wird Platt gesprochen, auch in der Schule. Die Volksschule wird „Pantüffelschau“ genannt, weil kleine Kinder Holzschuhe tragen. Auch im Winter. Lederschuhe gibt es, ebenso wie lange Hosen, erst später. Aus den Geschichten der Slater Chronik, den veröffentlichten Erinnerungen von Zeitgenossen meines Vaters

und aus anderen Quellen zur Geschichte Mecklenburgs entsteht ein Bild seiner Umgebung in den 1920er Jahren. Es ist eine Zeit des Umbruchs, in der Landwirtschaft werden neue Maschinen und Techniken ausprobiert. Aber die alten Traditionen halten sich noch lange.

Das nahe Parchim ist eine lebhafte Stadt mit drei Warenhäusern, vielen Spezialgeschäften und zwei Kinos. Eine Textilfabrik stellt Tuche für Uniformen her, in der „Werkstatt für Wohnungskunst“ können die Kunden auf großer Ausstellungsfläche komplette Speisezimmer, Herrenzimmer und Klubgarnituren bewundern und direkt bestellen. Zigarrenmanufakturen, Kaffeeröstereien und andere Betriebe sind ansässig. Das aufstrebende Bürgertum und die zahlreichen Offiziere der Dragonerregimenter sorgen für Nachfrage in den zahlreichen Fotoateliers. Luxusgüter wie die ersten Radios und teure Kameras sind zu kaufen. Die Geschichte der Stadt ist gut dokumentiert im Parchimer Museum.



Kamera aus den 1920er Jahren, Museum Parchim

Wahrscheinlich war Erich als Kind zunächst mit den Eltern dort, zum jährlichen Martinimarkt im November. Auch das 700-jährige Stadtjubiläum 1926 wird die Familie des Erbpächters nicht versäumt haben. Wirtschaftlich geht es ihnen nicht schlecht. Der Hof ist seit vielen Generationen im Besitz der Familie Mahnke. Auch Elsa, geborene Kollmorgen, kommt aus einer eingesessenen Familie in Slate. Die Krisen der frühen 1920er Jahre werden diese Familien nicht existenziell getroffen haben. Haus und Hof sind das Vermögen des Bauern, daran ändert ein Börsenkrach zunächst nichts. Erst später werden ihnen die Krisen der Zeit näher rücken.

In der Slater Pantüffelschau

„Denn man tau“ – so verabschiedet ihn seine Mutter, die er im Mecklenburger Platt 'Mudder' nennt, wenn er morgens zur Schule geht. Er angelt nach den Holzschuhen, die der Vater, sein 'Vadder', ihm gemacht hat. Der ist frühmorgens schon unterwegs, auf dem Feld oder bei den Kühen auf der Weide. Im Haus trägt Erich keine Schuhe, die Böden aus Holz sind blank gebohnt. Auch draußen auf dem Hof läuft er gern barfuß. Die Erde unter seinen Füßen fühlt sich gut an, glatt und fest. In den Pfützen vom letzten Regen lässt er den Schlamm zwischen den Zehen hervorquellen, wie kleine Würmer. Gestern ist er im Hühnerstall in ein kaputtes Ei getreten, das angebrütet war. Die Streu war verklebt mit Blut und Federn.

Morgens lässt er zuerst die Hühner aus dem Stall, gibt ihnen Futter und frisches Wasser. Das Stroh piekt an seinen Füßen. Dann sammelt er vorsichtig die Eier ein. Die Mudder verkauft die Eier auf dem Markt oder tauscht sie ein gegen Obst und Gemüse, das sie nicht im eigenen Garten haben. Danach wäscht er sich am Brunnen, und zieht für die Schule ein reines Hemd an. Zum Frühstück gibt es ein Marmeladenbrot und Muckefuck, so nennt seine Mudder den Zichorienkaffee. Sie kämmt ihm die widerspenstigen schwarzen Haare, und gibt ihm den Tornister mit Fibel, Schiefertafel und Rechenbuch. Ob sie ihm wieder einen Apfel eingepackt hat, wie gestern? Von der Decke hängt ein Fliegenfänger, der Streifen glänzt im Licht, das oben über der Tür einfällt. Eine Fliege zappelt noch, vielleicht kann er sie später abklauben und als Köder für die Angel verwenden.

Sie steht in der Tür zur Küche, er sieht ihre Gestalt gegen das Licht. Am Herd rührt Mine, das Mädchen, im Topf. Sie kommt ins Haus, wenn viel zu tun ist: Obsternte, Frühjahrsputz, oder große Wäsche. Ihre Eltern sind Häusler, die kein eigenes Land haben. Seit gestern kocht die Mudder mit Mine Apfelmus und Kompott. Die Klaräpfel fallen dieses Jahr früh von den Bäumen, es hat zu wenig geregnet. Im ganzen Haus duftet es nach Äpfeln. Wenn das Kompott fertig ist, kommt es in die heiß gespülten Gläser und später in den Keller. Dort stehen auf langen Holzregalen die Schätze für den nächsten Winter, sie schimmern goldgelb oder dunkelrot. Er hilft, die Gläser nach dem Einkochen sorgfältig sauber zu wischen, so dass nichts außen klebt und die Fliegen anlockt. Die von der Mudder geschriebenen Papieretiketten zuschneiden und mit selbst angerührtem Mehlkleister aufkleben: das macht er ganz allein. Dann stellt er die Gläser in den Korb, der mit Tüchern ausgepolstert ist. Die Mudder trägt sie in den Keller, und schließt danach die Tür sorgfältig wieder ab.

Er umarmt sie und verbirgt das Gesicht an ihrer Schürze. Sie duftet nach Gartenerde und Äpfeln. Eigentlich ist er mit fast zehn Jahren schon zu groß dafür, aber in der halbdunklen Diele sieht niemand zu. Es ist gut, die Mudder ganz für sich zu haben. Die meisten anderen Kinder haben viele Geschwister, und müssen ihre Mutter teilen. Er hat sogar zwei Mütter. Eine in Schwerin, die kommt an Weihnachten und Ostern nach Slate. Er kennt sie kaum, gibt ihr brav die Hand und macht einen Diener. Und dann die richtige, seine Mudder, die ihm jetzt die Hand auf den Scheitel legt und leise sagt: „Geh mit Gott“. Mine ruft etwas aus der Küche, er macht sich los und läuft durch die Tür ins Freie. Die Schulglocke hat schon einmal geläutet, beim zweiten Läuten muss er auf seinem Platz sitzen.

Das Hoftor schließt er sorgfältig, die Hühner dürfen nicht auf die Straße rennen. Vor ein paar Tagen kam ein Automobil viel zu schnell die Dorfstraße herunter, zwei Hühner vom Nachbarn gerieten unter die Räder. Der Fahrer, ein junger Mann aus der

Stadt, wollte zuerst nicht zahlen. Da haben sich alle vor dem Auto aufgebaut, auch die Erwachsenen, und der Fremde im feinen Anzug musste den Schaden doch ersetzen. Erich konnte den Mercedes mit glänzendem Kühlergrill und Stern ganz aus der Nähe sehen, die großen Scheinwerfer sahen aus wie silberne Froschaugen. In so einem Automobil würde er gerne einmal mitfahren. Am Straßenrand neben dem Hof tor liegen ein paar Federn im Gras, er hebt sie auf. Auch gut für die Angel.

„Moin“ – sein Freund Karl kommt mit breitem Lächeln auf ihn zu, sie laufen gemeinsam weiter zur Schule, die nur wenige Schritte entfernt auf der anderen Straßenseite liegt. Er ist genauso dünn wie Erich, aber einen Kopf größer. Gemeinsam können sie sich gut verteidigen gegen die anderen Jungen. Karl ist der älteste Sohn, sein Vater hat einen großen Hof und viele Kühe. Sogar ein Ochsespann, aber das darf Karl noch nicht führen. Außerdem ist er kein Pflegekind mit zwei Müttern. Erich seufzt. Er weiß, dass er keinen richtigen Vater hat, dass er unehelich geboren ist und seine Eltern hier in Slate eigentlich sein Onkel und seine Tante sind. Er nennt sie trotzdem Mudder und Vadder, wie auch sonst? Onkel und Tanten hat er einige im Dorf, und sein Freund Karl ist auch sein Vetter. Die Bauernkinder halten zusammen gegen die Kinder der Häusler, die am Rand des Dorfes in kleinen Katen leben, nahe am Fluss.

Er ist nicht das einzige Pflegekind im Dorf, manche Familien nehmen Kinder für Geld auf. Das ist bei ihm nicht so. Die Mudder hat ihm gesagt, dass sie selbst keine Kinder hat und sie ihn deshalb geholt haben aus dem Heim in Schwerin. Er saß bei ihr auf dem Schoß und versuchte sich vorzustellen, dass er mal ein Baby war. Daran kann er sich nicht erinnern. An die spätere Zeit schon. Sein erstes Zuhause war ein Haus mit Garten in einer Straße in der Stadt, es gab viele andere Kinder. Frauen in langen Schürzen und weißen Hauben, die „Schwestern“, passten auf die Kinder auf. Essen gab es im Speisesaal, danach wurde geschlafen. Die Betten standen in Reihen. Seine Schweriner Mutter war manchmal gekommen, und hatte geweint. Dabei hatte er doch immer alles richtig gemacht, war ein braves Kind. Die Schwestern hatten nie geschimpft, auch wenn er mal nicht schlafen konnte.

Hier in Slate ist es viel besser, er hat eine eigene Kammer und Eltern für sich allein. Auf dem Hof kann er alles machen, mit den Katzen spielen und den Hund streicheln, der an der Kette liegt. Die Hühner sind seine Aufgabe. Füttern, Eier sammeln, Streu auswechseln und aufpassen, dass Fuchs und Marder draußen bleiben. Dazu hat er mit dem Vater einen Maschendraht über den Auslauf gezogen. Aber die Hühner scharren Löcher und büxen aus in den Hof. Tagsüber ist das nicht schlimm, aber am Abend treibt er sie wieder ins Gehege. Danach sitzt er mit Vadder auf der Bank. Er hat ihm ein echtes Messer geschenkt, und Erich zeigt, wie man kleine Figuren aus Holz schnitzt. Manchmal liest Mudder Märchen vor aus dem großen Buch. Inzwischen kann er selbst lesen, aber es ist immer noch schön, sein Lieblingsmärchen vom Fuchs und dem Hasen vorgelesen zu bekommen. Der Fuchs ist fies und nimmt dem Hasen die gemeinsam erbeuteten Brote weg. Da überredet ihn der Hase, den Schwanz in den Teich zu hängen, um Fische zu fangen. Der gierige Fuchs friert fest, es ist nämlich Winter. Und dann frisst der Hase alles allein. Auch fies, aber der Fuchs hat angefangen. Der Hase ist schwächer, er muss sich mit einer List wehren.

Lesen kann er gut und rechnen auch. Nur singen macht ihm keinen Spaß. Oft sagt er Karl im Rechnen vor, und der singt dafür extra laut, so dass Erich nur den Mund bewegt und sich keine Kopfnuss einhandelt, weil er den Ton nicht trifft. Nächstes Jahr

wird er nicht mehr in die Pantöffelschau gehen. Pantoffelschule, so nennen die Großen die Dorfschule, weil die Kleinen nur Holzschuhe haben. Nach dem 4. Schuljahr gehen die Großen in die Parchimer Volksschule. Für die Stadt gibt es auch richtige Schuhe, aus Leder mit genagelter Sohle. Morgens fahren die großen Schüler mit dem Autobus, und kommen erst nachmittags zurück. Vadder findet das nicht so gut, gerade jetzt wo er groß genug ist, um die Kühe allein zu hüten. Aber Erich macht das Lernen Spaß, und er fürchtet sich ein bisschen vor den Kühen. Allein mit ihnen zu sein, ist ihm unheimlich. Der Hütejunge, mit dem er sie nachmittags von der Weide treibt, ist ein grober Kerl. Manchmal trifft er mit seiner Peitsche nicht die Kühe, sondern Erich, und das ist kein Versehen.

Erich freut sich auf die Stadt. Vor kurzem ist er mit seinen Eltern dort gewesen, Straßen und Häuser waren geschmückt zum Stadtjubiläum. Überall Girlanden und Fahnen, sogar Ketten mit elektrischen Glühbirnen, die leider am Tag nicht leuchteten. Sie hatten Schaufenster angesehen, und im Kaufhaus Ascher waren Bilder ausgestellt, die die Sage vom Räuber Vieting erzählten. Jedes Kind kennt die Geschichte, die gleich hinter den letzten Häusern von Slate am Sonnenberg passiert war. Die Bande lauerte im Mittelalter Reisenden auf, raubte sie aus, und fing Kinder, die ihnen als Sklaven dienen mussten. Ein Mädchen hat die Bande an die Stadtwache von Parchim verraten. Vieting und seine Männer wurden verhaftet, und verurteilt. Kurz vor der Hinrichtung geschah es. Der Räuberhauptmann wünschte sich einen Kuss von dem Mädchen, und weil man die letzte Bitte eines zum Tode Verurteilten nicht ablehnen kann, stimmte sie zu. Bei diesem Kuss hat er ihr die Zunge abgebissen. Erich schüttelt sich, wenn er daran denkt. Vadder hat ihm die Geschichte schon oft erzählt, aber er will sie immer wieder hören, weil sie so gruselig ist.

Zum Sonnenberg geht Erich trotzdem, zusammen mit Karl. Sie haben die Räuberhöhle gefunden, jedenfalls sieht diese eine Stelle am Sonnenberg aus wie eine Höhle. Vielleicht liegt der Schatz noch drin? Ein bisschen unheimlich ist der Wald schon. Lieber sitzt er am Fluss, da geht er allein hin. Er kennt Stellen, an denen die Libellen und Falter ganz nahe herankommen. Dort ist es am Ufer flach, und das Wasser ist schon im Frühling warm. Manchmal beobachtet er die blauen Eisvögel, aber meistens sitzt er einfach mit seiner Angel und schaut ins Wasser. Seit Vadder ihm Schwimmen beigebracht hat, geht er auch ins tiefe Wasser. Mit Karl ist er neulich sogar quer rüber geschwommen zum anderen Ufer. In der Mitte war das Wasser ziemlich kalt, und die Strömung hat gezogen. So harmlos, wie sie aussieht, ist die Elde nicht. An manchen Stellen lauern Schlingpflanzen. Weiter oben, am Steg, sind am Nachmittag die großen Jungen. Sie springen in den Fluss, kämpfen und drücken sich gegenseitig unter Wasser. Dorthin traut er sich nicht.

Nachmittags hat er sowieso nicht viel Zeit, da müssen die Kühe wieder in den Stall, rechtzeitig zum Melken. Sein Vater hat eine der neuen Melkmaschinen angeschafft, aber die funktioniert noch nicht so richtig. Er tüftelt mit dem Melker daran herum, Erich darf dabei zusehen und das Werkzeug halten. Gestern hat er geholfen, die Schrauben zu verstellen, als die Maschine am Euter hing. Da kommt er mit seinen kleinen Fingern gut hin. Danach hat er eine Tasse Milch bekommen, ganz frisch mit Rahm. Sonst wird der Rahm mit der Zentrifuge getrennt von der Milch, und aufgehoben für das Buttern. Dafür gibt es jetzt eine Maschine, aber seine Mutter schwört auf das alte Holzfass. Sie macht zuhause alles selbst, und kauft fast nichts im Dorfladen. In Parchim hat Erich einen Milchladen gesehen, da lag die Butter in goldenen Päckchen gestapelt, und daneben große blasse Käselaike. Sogar Sahneeis gab es dort. Ihm war das Wasser im Mund zusammengelaufen.

„Drömst du wedder?“ Jetzt schießen ihm die Tränen in die Augen. Der Lehrer zieht ihn am Ohr aus der Bank. „Träumst du wieder? Was habe ich dich gefragt?“ Hilfesuchend blickt Erich zu Karl, der die Augen rollt und „Jeremia“ flüstert. Die Bibelstunde ist immer so langweilig, da fällt es Erich schwer, aufmerksam zu bleiben. „Je... Jeremia“, stottert er und hat keine Ahnung, auf welche Frage das die Antwort sein soll. Aber der Lehrer ist offenbar zufrieden, lässt ihn los und mit feuerrotem Ohr plumpst Erich zurück in die Bank. Er schaut starr geradeaus und bleibt genauso sitzen, bis die Pausenglocke ihn erlöst.

Kapitel 3 Fernweh in Parchim, 1930

Im Sommer 1930 ist Erich 13 Jahre alt, im kommenden Frühjahr wird er konfirmiert. Die Volksschule endet nach der Konfirmation, eine weiterführende Schule kommt kaum in Frage. Mittelschule oder Gymnasium kosten Schulgeld, das ist etwas für Bürgerkinder in der Stadt. Bauernkinder müssen arbeiten. Allerdings hat Wilhelm Mahnke 1929 die Hofstelle aufgegeben, die seit Generationen im Familienbesitz war. In der Dorfchronik ist zu lesen, es seien „persönliche Gründe“ gewesen. Vielleicht war er gesundheitlich angeschlagen, oder die Rechnung ging einfach nicht mehr auf. Die Inflation betraf Preise für Vieh, Getreide und Milch ebenso wie andere Güter. Steuern und Abgaben stiegen, auch Bauern gerieten in die Abwärtsspirale der Wirtschaftskrise. Aber die Familie war nicht verarmt, wie das neue Haus direkt am Wald zeigt. Sogar ein Badezimmer gab es jetzt, das war 1930 auf dem Dorf noch selten.

Inzwischen gehört Erich zu den Großen, die morgens zur Volksschule nach Parchim fahren. Im Slater Schulhaus ist nicht genug Platz für alle Kinder. Das mächtige Backsteingebäude der Volksschule Parchim liegt nicht weit vom Fluss Elde, der an Slate entlang und durch die Altstadt von Parchim fließt. 2023 führt mein Weg zum Stadtmuseum, das in der alten Mühle eingerichtet wurde, vorbei an der ehemaligen Schule meines Vaters. Heute ist es die Fritz-Reuter-Schule, die bis zur 10. Klasse führt. Moderne Anbauten umgeben das alte Gebäude, aber der Pausenlärm auf dem Schulhof wird früher ähnlich gewesen sein. Im Museum finde ich Bücher von Zeitgenossen meines Vaters, die das Leben in Parchim um 1930 beschreiben. Zwischen Dragonerkaserne und Auto-Reparaturwerkstatt gibt es viel Aufregendes für halbwüchsige Jungen.

Erich darf mit der Bahn nach Parchim fahren, er hat die Eltern überredet. Der Bus wäre billiger, aber das klapprige Gefährt ist voll mit jüngeren Schülern. Die Älteren, die auf sich halten, fahren mit der Bahn. Er trägt Lederschuhe in der Stadt, mit Ösen zum Schnüren und beschlagenen Absätzen. Im Sommer wünscht er sich manchmal die Holzpantinen zurück. Zuhause läuft er immer noch am liebsten barfuß, und sein Lieblingsplatz ist am Fluss, wie früher. Obwohl er an die Geschichten der ertrunkenen Kinder denken muss, die mit dem Fährboot gekentert sind. Einige Leichen hat man erst an der Wehr kurz vor der Stadt herausgefischt. Er kann inzwischen gut schwimmen, aber wenn eine Pflanze sein Bein streift, denkt er an Geister. Er kann richtig gut angeln, und flache Kiesel acht- oder zehnmals über das Wasser hüpfen lassen.

Im Wald am Sonnenberg hat er keine Angst mehr. Neulich hat er einer Jugendgruppe die Höhle vom Räuber Vieting gezeigt. Es waren Schüler vom Gymnasium,

älter als er. Sie gingen auf Fahrt, trugen Uniform und Halstücher und ein Messer am Gürtel. Am Abend sangen sie am Lagerfeuer Lieder zur Gitarre. Er hat sich herangeschlichen und zugehört:

„Wildgänse rauschen durch die Nacht
Mit schrillum Schrei nach Norden –
Unstäte Fahrt! Habt acht, habt acht!
Die Welt ist voller Morden...“

Er würde gerne mit auf Fahrt gehen, auch wenn er immer noch nicht gut singen kann. Im Dunkeln fiele es nicht auf, wenn er nur den Mund bewegt. Natürlich nicht mit den Schülern vom Gymnasium, zu diesen Kreisen gehört er nicht. Aber vielleicht darf er nächstes Jahr auf die Mittelschule? Allerdings braucht er für den Übertritt von der Volksschule gute Noten. Viel Zeit zum Lernen hat er nicht. Sein Vadder sagt, das ist auch nicht nötig. Der Bauer ernährt sich und seine Familie, das ist mehr wert als Englisch oder Algebra. Man hat ja gesehen, wie schnell eine Krise und Inflation kommen kann mit diesen verrückten Sozis in der Regierung und den Kommunisten auf der Straße. Zum Glück haben im Landtag in Schwerin und auch in Parchim die Deutschnationalen das Sagen.

Am Nachmittag treibt er die Kühe zurück in den Stall und hilft dem Vater beim Melken. Das Land hat der Vadder aufgegeben, Erich weiß nicht genau warum. Vielleicht traut er ihm nicht zu, den Hof zu übernehmen. Oder der Vadder kann einfach nicht mehr. Er schimpft auf die Regierung, die die Bauern mit niedrigen Preisen und hohen Steuern in den Ruin treibt. Außerdem macht ihm die Verletzung aus dem Weltkrieg zu schaffen. Das alte Haus mussten sie abgeben mit der Hofstelle. Das neue Haus, gebaut aus gebranntem Backstein, steht nahe am Wald. Erich macht das nichts aus, obwohl das Haus düster ist und keinen Hof für die Hühner hat. Die bleiben jetzt immer im Gehege. Die Mudder hat geweint um ihren Garten. Die gekachelten Böden duften nicht mehr nach Bohnerwachs. Aber wenigstens hat auch das neue Haus einen großen, kühlen Keller, tief in den Waldboden gebaut. Die Regale sind wie früher voll mit Gläsern. Die Mudder röstet wie immer die Zichorie auf dem Herd, für den Muckefuck am Morgen. Den trinkt er jetzt noch früher, weil er den Zug erreichen muss.

Der Weg nach Parchim zur Schule ist nie langweilig. Einige machen noch schnell Hausaufgaben im Zug, andere erzählen wilde Geschichten. Nicht den Kinderkram vom Räuber Vieting, sondern von echten Morden. Vom Parchimer Fememord, der sich 1923 ereignet hatte. Männer des Freikorps hatten einen Verräter erschossen. Oder ihn totgeprügelt, oder die Kehle durchgeschnitten – jeder hat eine eigene Version. Jedenfalls ist es nicht ratsam, den Männern in Uniform, egal in welcher Uniform, aufzufallen. Wenn in Parchim marschiert wird, stellt er sich ganz dicht an die Hauswand. Obwohl er sich manchmal einreihen möchte, wenn die Jungen mit der Trommel vorneweg marschieren. Die haben trotzig Mienen und zeigen keine Angst. Die Fahnen in den Farben der Reichswehr – schwarz, weiß, rot – haben jetzt öfter Hakenkreuze in der Mitte.

Nach der Schule ist noch Zeit, bis der Zug zurück nach Slate fährt. Er schaut gerne in die Schaufenster der Fotografen, oder der Radiogeschäfte. Die neuen, schnellen

Automobile faszinieren ihn, es gibt sogar eine Reparaturwerkstatt. Da liegen die Motoren wie die Schweinehälften beim Schlachter, man kann alles sehen. An der Druckerei hängen die Zeitungen des Tages aus. Leider sind die Schaukästen ziemlich hoch angebracht, er muss sich auf die Zehen stellen, um die Schlagzeilen zu lesen. Zuhause haben sie die „Parchimer Zeitung“ abonniert, aber hier kommt mittags ganz frisch die „Norddeutsche Post“. Sein Vadder schimpft auf das Kommunistenblatt.

Oder er sitzt mit den anderen aus Slate am Fluss gegenüber der Schule, sie tauschen Sammelbilder. Manchmal hat einer ein Album dabei. Bilder aus fernen Ländern sind ihm am liebsten, die bekommt man für Bons in den Zigarettenschachteln. Er hat nur wenige, die meisten aus Margarinewürfeln oder Kaffeepackungen. Bohnenkaffee gibt es nur wenn Besuch kommt, die Bilder taugen auch nicht viel. Deutsche Wappen, die tauscht doch keiner gegen Indianer mit Kopfschmuck. Sein Vater raucht die Parchimer Stumpen, da gibt es nichts zu holen. Manchmal bettelt er dem Onkel die Bons für Zigarettenbilder ab, oder er tauscht Bilder gegen Vorsagen im Unterricht. Das klappt immer noch gut, wie in der Pantüffelschau. Im Rechnen ist er fix und im Lesen macht ihm keiner was vor. Er schafft sogar dicke Bücher wie den „Lederstrumpf“. So würde er auch gern leben, in den Wäldern, mit den Indianern. Zuhause steht nur die Bibel im Regal, daneben der Landwirtschaftskalender und ein paar Märchenbücher. Aber in der Leihbibliothek in Parchim gibt es meterweise Bücher.

Aufregend sind die Paraden der Dragoner und die Schützenfeste mit Blasmusik und Buden. Beim „Haut den Lukas“ bleibt er gerne stehen und bewundert die starken Männer, die mit einem Holzhammer auf dem Pflöck schlagen. Ein Metallrolle wird durch den Schlag in einer Schiene nach oben getrieben. Wenn der Schlag stark und präzise genug ist, trifft die Rolle auf eine Figur, die sich dreht und eine Klingel auslöst. Vor anderen Buden stehen dicke Damen, drinnen kann man angeblich den stärksten Mann der Welt sehen. Eine alte Frau in bunten Kleidern sagt die Zukunft voraus. Kann sie wirklich etwas sehen in ihrer Glaskugel? Seine Groschen gibt er lieber für das Karussell und die Schiffschaukel aus. Wenn man richtig in die Knie geht, kann man das Schiff ganz hochschaukeln. Mit Karl zusammen schafft er es fast bis zum Überschlag. Das ist natürlich verboten, also bremsen sie vorher ab.

Neben ihnen schaukelt ein älterer Bursche mit einem Mädchen, ihr Rock fliegt hoch, als sie sich in den Schwung der Schaukel kniet. Erich muss an Elly denken, die Enkelin des Pfarrers. Sie ist in diesem Sommer aus Kanada zu Besuch in Slate. Ihr richtiger Name ist Elfriede, aber so heißt man nicht in Kanada. Ihre Eltern sind ausgewandert, als Elly noch gar nicht geboren war, und jetzt soll die Tochter die Heimat der Familie kennenlernen. Sie will die Höhle im Sonnenberg sehen, weil sie die Geschichte vom Räuber Vieting kennt. Erich holt ganz tief Luft, wenn er daran denkt mit Elly zum Sonnenberg zu gehen. Neulich kam sie am Fluss entlang, als er gerade Steine titschen geübt hat. Sie haben ein bisschen geredet, Elly hat ihm ein paar Worte Englisch beigebracht und von Kanada erzählt. Die Stadt, in der sie dort mit ihren Eltern wohnt, ist viel größer als Parchim. Rundherum sind riesige Wälder, in denen man sich verlaufen kann. Sogar Bären gibt es dort, und er stellt sich vor wie er Elly vor einem riesigen Bären beschützt. Englisch lernen gefällt ihm, vielleicht bringt sie ihm noch mehr bei. Dann kann er auch auswandern, oder? Er holt nochmal richtig Schwung und träumt sich in eine aufregende Zukunft.

Am 21. August 1930 ist es so weit: er wird 14. Der erste Geburtstag im neuen Haus, in der „Guten Stube“. Diese wird nur an Sonntagen und Festtagen genutzt, sonst sitzt man in der Küche. Heute ist Donnerstag und auch noch mitten in der Erntezeit. Aber die Mudder hat Käsekuchen gebacken, den er so liebt. Morgens stand sein Geschenk vor dem Haus: ein funkelnagelneues Fahrrad, mit dicken Reifen und einer glänzend polierten Klingel. Er darf einen Freund einladen, das ist natürlich Karl. Außerdem hat er die Mudder gefragt, ob Elly kommen kann. Sie kennt doch niemanden hier und braucht ein bisschen Gesellschaft. Die Mudder hat erst streng geschaut, aber dann hat sie gelächelt und genickt. Elly hat ihm als Geschenk eine Flasche Coca-Cola mitgebracht, die gibt es jetzt auch in Deutschland. Sie hat ihm von der braunen, süßen Brause aus Kanada vorgeschwärmt. Von Karl hat er ein Sammelalbum bekommen, mit tollen Bildern. Es heißt „Bilder aus aller Welt“, und zeigt tropische Pflanzen, Schiffsgeschütze aus den USA und Musikinstrumente aus Afrika.

Sie sitzen am Tisch mit der bestickten Decke, trinken Bohnenkaffee zur Feier des Tages, essen mit Kuchengabeln und versuchen nicht zu krümeln. Elly hat die Haare in Zopfkränzen geflochten, die sie Affenschaukeln nennt. Ihre Haare sind hellblond, auch ihre Haut ist ganz hell. Erichs Haare sind schwarz, mit Zuckerwasser glattgekämmt, und seine Hände liegen sommerbraun auf der weißen Tischdecke. Karl ist strohblond, und von der Feldarbeit ebenfalls braun gebrannt. Er hilft jetzt jeden Tag gleich nach der Schule bei der Ernte und hat richtig Muskeln bekommen. Erich ist ein bisschen neidisch. Nach dem Kaffee gehen sie zum Sonnenberg, Elly will endlich die Höhle sehen. Drinnen ist es dunkel und kühl, von der Decke hängen Wurzeln wie Räuberbärte. Erich erzählt die gruselige Geschichte mit dramatischer Stimme und geht dabei weit in die Höhle hinein. Als eine der hängenden Wurzeln Ellys Nacken streift und sich in der Zopfschaukel verhakt, schreit sie laut auf. Leider ist es Karl, der die Wurzel entwirrt und dabei Ellys Haar berühren darf.

Am Abend öffnet er die Flasche Coca-Cola. Die Mudder hat sie kalt gestellt im Keller, und jeder bekommt ein kleines Glas. Die Brause ist wirklich sehr süß und sprudelig. Der Vadder bleibt lieber beim Bier, aber Mudder und Erich stoßen an mit den guten Gläsern und leeren die Flasche. In dieser Nacht kann Erich nicht schlafen, der Vollmond scheint in seine Kammer. Er denkt an Elly, und an Amerika. Vielleicht könnte er sie manchmal im Pfarrhaus sehen, wenn er nach dem Erntedankfest zum Konfirmandenunterricht geht. Hoffentlich fällt ihm dann etwas Kluges ein, worüber er mit Elly reden könnte. Er denkt sich schöne Sätze aus, und schläft darüber ein.

Am Palmsonntag, 29. März 1931, wurde mein Vater Erich Ludwig Erhard Mahncke in Slate konfirmiert. Dies ist die einzige Urkunde, die ich im Kirchenbuch über ihn finde. Es gibt kein Foto, kein Schulzeugnis, kein weiteres Dokument aus seiner Kindheit und Jugend. Vermutlich wurde nach dem Tod der Pflegeeltern vieles vernichtet. Das Erbe konnte mein Vater 1968 als „Republikflüchtling“ nicht antreten, das Haus und der gesamte Besitz gerieten in staatliche Verwaltung.

Seine leibliche Mutter steht im Konfirmationseintrag als Anna Mahncke, unverehelicht, in Schwerin. Ein Vater ist nicht erwähnt. Ich weiß nicht, ob Anna Mahncke zur Konfirmation ihres Sohnes nach Slate kam. Vielleicht hatte sie zu diesem Zeitpunkt

schon geheiratet und wohnte nicht mehr in Schwerin. Wilhelm und Elsa, Erichs Vater und seine Mutter, haben ihren Pflegesohn später als Erben eingesetzt, zusammen mit dessen Tochter, meiner älteren Schwester. Damals war ich noch nicht auf der Welt.

Ein Karl-Heinz Kollmorgen ist mit ihm in der Konfirmandengruppe, das könnte sein Vetter sein. Auch Elly hat ein reales Vorbild: der Slater Pfarrer hatte damals seine Enkelin aus Kanada für längere Zeit zu Besuch. So steht es in der Slater Chronik. Die Verbindung der Ausgewanderten zur Heimat war nicht unüblich. Ein Mitkonfirmand ist in Cleveland, Ohio geboren.

Wie ging es weiter mit Erich nach der Konfirmation? Die Mittelschule wird er wohl nicht besucht haben. Er könnte eine Landwirtschaftsschule besucht haben. In späteren Papieren hat mein Vater als Beruf „Landwirt“ angegeben. 1930 gab es in Mecklenburg mindestens sechs dieser Fachschulen, die moderne Produktionsmethoden vermitteln sollten. In jedem Fall erlernte er die Landwirtschaft in der Praxis, von seinem Vater und seinen Onkeln.

Kapitel 4 Olympische Spiele 1936

Im Sommer 1936 zeigt sich Deutschland von seiner Schokoladenseite. Die Olympischen Spiele in Berlin sind perfekt organisiert, die Volksgenossen jubeln, das Ausland ist beeindruckt. Hinter den Kulissen sieht es anders aus. Politische Gegner und Juden werden verfolgt, das landesweite System der Konzentrationslager wird auch in der Nähe der Hauptstadt weiter ausgebaut. Seit 1935 gilt wieder die allgemeine Wehrpflicht, gegen den Vertrag von Versailles. Deutschland rüstet auf und besetzt das Rheinland. Die alten Kämpfer sind begeistert. Niemand schreitet ein, aus dem Völkerbund ist Deutschland schon im Oktober 1933 ausgetreten. Hitler ist auf dem ersten Höhepunkt seiner Macht. In Schwerin regiert die NSDAP seit 1932 allein. Die Deutschnationale Volkspartei, der vor allem Bauern und das städtische Bürgertum angehörten, hat sich in der Nazi-Partei aufgelöst wie ein Stück Zucker in heißem Grog.

Erich ist 19 Jahre alt und lässt sich wie alle anderen mitreißen von den Ereignissen in Berlin. Die deutschen Gaue und viele Städte sind dort vertreten. Auch Parchim hat 350 Reichsmark gezahlt für ein Banner, das nun an der Prachtstraße „Unter den Linden“ hängt. Der mecklenburgische Stier in der Reichshauptstadt, darauf ist Erich stolz. Er verfolgt die Wettkämpfe in der Zeitung und im Radio. Lange hat er darum gebettelt, jetzt endlich zur Olympiade kauften die Eltern einen Volksempfänger. Besonders die Leichtathletik hat es ihm angetan. Beim Duell der Weitspringer, der blonde Luz Long gegen den schwarzen Jesse Owens, hat er mitgefiebert, das Ohr am Radio. Natürlich ist er enttäuscht, als der Amerikaner gewinnt, der schon zuvor in den Laufwettkämpfen eine Goldmedaille nach der anderen geholt hat. Da scheint es mit der Überlegenheit der arischen Rasse, an die er gerne glauben möchte, doch nicht so weit her zu sein.

Die Parchimer Zeitung bringt nur wenige Bilder von den Olympischen Spielen. Erich schneidet sie aus und hebt sie in einer Zigarrenkiste auf, in der auch die Sammelbilder liegen. Eigentlich ist er zu groß für diese Kindereien, aber er liebt seine Bilder. Fremde Länder und Sportbilder, berühmte Entdecker, manchmal auch Filmstars:

wenn er die Bilder anschaut, träumt er in seiner Kammer von einem anderen Leben. Sein neues Lieblingsbild zeigt die Fechterin Helene Mayer. Sie hat zwar nur die Silbermedaille gewonnen, aber sie ist ein Star. Blond und schlank, dabei nicht zu groß - so eine Frau einmal in den Armen zu halten... Dabei wird ihm ganz anders, er geht schnell zur Pumpe hinter dem Haus und wäscht sich mit kaltem Wasser Gesicht und Oberkörper. Dann zieht er ein frisches Hemd und lange Hosen an. An diesem Abend geht er in den Slater Krug. Die Arbeit ist getan, die Sonne steht tief. Im August, zur Erntezeit, wird auch an Sonntagen gearbeitet. Das Korn muss in die Scheune, und das Vieh will auch versorgt sein.

Er öffnet die Tür zur niedrigen, verräucherten Gaststube. Sein Onkel winkt ihm zu, vom Stammtisch der Veteranen. Eigentlich sitzen die Hofbesitzer nicht zusammen mit Handwerkern und Häuslern. Aber hier am Stammtisch werden Kriegserlebnisse und Heldentaten erzählt. Wie man es den Franzmännern und den feigen Engländern gezeigt hatte. Der endgültige Sieg war zum Greifen nah, als der Dolchstoß kam. Das Heer war im Felde unbesiegt, doch in der Heimat hatten Sozialdemokraten und anderes Gesindel den Kaiser gestürzt und Deutschland dem Versailler Diktat unterworfen. Aber jetzt würde man es ihnen zeigen.

In der Ecke der Gaststube hängt das Schild: „Sup' di duun und frett di dick, holl din Muul von Politik“. Früher war es hoch hergegangen, beim Dummsaufen und Dickfressen, neuerdings sind sich alle einig und jubeln für Hitler. Die, die anderer Meinung sind, halten den Mund. Sozialdemokraten sieht man nicht mehr im Krug. Manche sollen abgeholt worden sein. In Parchim hat die SA die nationalen Verbände übernommen, der kommunistische Rotfrontkämpferbund ist Geschichte. Erichs Vadder ist froh, dass die unruhigen Zeiten vorbei sind. Anfang der 1920er Jahre war er Dorfschulze, weil es sonst keiner machen wollte. „Hannemann, geh du voran, du hast die größten Stiefel an“ - so ging der Spruch. Nur Ärger hat es ihm gebracht.

Erich zieht einen Stuhl heran und setzt sich neben den Onkel, die Bedienung zwinkert ihm zu. Nett sieht sie aus, aber kein Vergleich mit Helene. Beim Dorffest hat er mit dem Serviermädchen getanzt, seitdem macht sie ihm schöne Augen. Immerhin fragt sie nicht, ob er etwas bestellen will. Sein Vater hält in kurz, jeder Handwerksbursche hat mehr Geld in der Tasche. Der Onkel, auf dessen Feld er heute bei der Ernte geholfen hat, bezahlt in Naturalien. Kartoffeln, Holz und ein Schwein am Schlachttag. Morgens sammelt er immer noch als erstes die Eier ein. Die Nachbarin verkauft sie auf dem Markt in Parchim, das Geld steckt ihm die Mutter zu. Im Herbst kommen die Pilze dazu, er kennt die besten Stellen im Sonnenberg. Als Kind ist er dort herumgestreift, und hat sich vor den Räubern gefürchtet. Die Kinder heute hören andere Geschichten, vom Hitlerjungen Flex und der Fahne, die mehr ist als der Tod. Im Kaufhaus, das nicht mehr der Familie Ascher gehört, werden Hitler-Bilder ausgestellt. Der Räuber Vieting ist endgültig Vergangenheit. Er hatte gar nicht gewusst, dass die Aschers Juden sind.

Jetzt kommt der Onkel in Stimmung, erzählt noch einmal die Geschichte vom Feldzug in Belgien und Frankreich. Er hält Erich die Blechschachtel mit Zigaretten hin. Vorsichtig nimmt er eine, und steckt sie in die Brusttasche des Hemdes, für später. Es sind die feinen Senoussi mit orientalischem Tabak, auf dem Deckel sind Beduinen in langen Gewändern abgebildet. Er hat schon zwei der leeren Schachteln, bestens geeignet für Sammelbilder. Zuhause darf sich Erich nicht mit Zigaretten erwi-

schen lassen, da raucht nur der Vater seine Stumpfen aus der Parchimer Tabakfabrik. Gleich wird der Onkel eine Runde für den ganzen Tisch ausgeben und damit wieder mal zeigen, was er sich leisten kann.

Plötzlich Stille, der Wirt dreht das Radio laut. Heute enden die Leichtathletik-Wettkämpfe, die Amerikaner haben abgeräumt. Vierzehn Goldmedaillen, siebenmal Silber und viermal Bronze. Die Deutschen laufen hinterher. Platz zwei in der Medaillengewertung: fünfmal Gold, viermal Silber und sieben Bronzemedailles. Das ist bitter. In das Schweigen am Tisch dröhnt der Onkel: „Den Ami hätten wir auch noch besiegt, wenn die Sozen uns nicht in den Rücken gefallen wären!“ Er schlägt Erich mit seiner schweren Bauernhand auf den Rücken: „Ihr müsst es besser machen. Trink erstmal ein Bier, wie ein Mann. Bedienung! Eine Runde für alle.“

Erich sagt nichts. Eigentlich will er nicht zu den Soldaten. Auf dem Kriegerdenkmal an der Kirche stehen viele Namen. Sein Vadder spricht nicht über den Weltkrieg, er war beim Landsturm im Osten und sagt nur: „Krieg? Nee, lass mal, da hab ich genug gesehen“. Wenn der Onkel von der Etappe in Belgien erzählt, klingt das anders. Immer genug zu essen, zu rauchen, und die Weiber. Erich weiß, dass er wahrscheinlich nächstes Jahr eingezogen wird. Erst zum Reicharbeitsdienst, dann zur Wehrmacht. Nach und nach holen sie alle Jahrgänge, die 1914er sind schon dran. Er ist 1916 geboren, als uneheliches Kind mitten im Krieg. Es heißt, sein leiblicher Vater war ein fetscher Leutnant, Genaues weiß man nicht. Seine leibliche Mutter hat er lange nicht gesehen. Es heißt, sie habe endlich geheiratet, einen Witwer mit Kindern. Ob er Stiefgeschwister hat? Darüber will er jetzt nicht nachdenken.

Sein Vadder und seine Mudder sind hier im Dorf. Hier ist seine Familie, immerhin ist sein Pflegevater der ältere Bruder seiner leiblichen Mutter. Und es ist die Mudder hier im Dorf, zu der er mit jeder Sorge und jedem Wunsch kommen kann. Auch wenn der Vadder das letzte Wort hat. Fast immer, wenn er sich etwas wünscht, heißt es „Wir haben schon so viel für dich getan, sei dankbar“.

Obwohl, seitdem er die Landwirtschaftsschule mit Auszeichnung absolviert hat, gibt es weniger Sticheleien. Er hat gezeigt, dass er anpacken kann und nicht dumm ist. Vielleicht hätte der Dienst auch sein Gutes. Er käme raus aus dem Dorf, könnte weiter lernen, etwas mit Technik vielleicht. Den Führerschein machen. Autos und Flugzeuge faszinieren ihn. Er könnte die Welt sehen: Berlin, das Elsass, aus dem der fetsche Leutnant stammen soll, vielleicht sogar Paris.

„Prost“ brüllt der Onkel, und alle heben das Glas.

Später in seiner Kammer holt er noch einmal das Bild von Helene Mayer hervor. Sie wurde schon als Vierzehnjährige deutsche Meisterin im Fechten. Später hatte sie studiert, sogar in den USA. Sie war bei den Olympischen Spielen angetreten, und hatte für Deutschland Medaillen gewonnen. Vor vier Jahren Gold, und jetzt Silber! Aber an den deutschen Meisterschaften durfte sie nicht mehr teilnehmen, es hieß sie sei Halbjüdin. Die Juden gehören nicht zum deutschen Volk, so ist das jetzt. Im letzten Jahr hatte das Kaufhaus Ascher den Besitzer gewechselt, die Familie war weg. Dabei hatte Herr Ascher im Weltkrieg gekämpft und war mit dem Eisernen Kreuz 1.Klasse ausgezeichnet worden. Das hatte der Vadder erzählt, als in der Zeitung von der Geschäftsaufgabe der Aschers zu lesen war.

Ihm wird ganz heiß: was, wenn sein leiblicher Vater auch unreines Blut hätte? Das konnte eigentlich nicht sein, bei einem deutschen Offizier. Aber war der überhaupt Deutscher gewesen? Erichs Haar ist schwarz und dicht, er hat nicht die blonden Flusen wie sein Onkel. Er schaut auf seinen Arm, die Haut ist dunkel. Er bräunt schnell bei der Arbeit auf dem Feld, selbst im Winter ist seine Haut nicht ganz hell. Und wenn es gar kein Leutnant gewesen war, sondern bloß ein Hausierer? Oder einer aus dem Kriegsgefangenenlager? Jeder wusste, dass Parchim das größte Kriegsgefangenenlager im Reich hatte: bis zu 25.000 Mann hatten dort gehaust, Franzosen und Serben, Russen und Briten. Eine eigene Stadt war das gewesen, hatte sein Onkel erzählt, mit eigenem Lagergeld, Lazarett und Theater. Arbeitstrupps aus dem Lager hatten im Wald hinter Slate Holz geschlagen. Vielleicht sollte er seine leibliche Mutter fragen. Sie hatte nie darüber gesprochen.

Sorgfältig legt er das Bild von Helene wieder in die Senoussi-Blechsachtel, dazu die fein duftende Zigarette. Später will er sich eine Frau suchen, die blonde Zöpfe und blaue Augen hat, er wird seine eigene Familie gründen. Weit weg von hier. Vielleicht sogar in einer großen Stadt.

Schwerin ist die größte Stadt, die er kennt. Mit der Landwirtschaftsschule haben sie einen Ausflug dorthin gemacht, auf Einladung des Gauleiters. Der kommt aus dem Nachbardorf von Slate, und hatte Erich als Jahrgangsbesten deshalb besonders begrüßt. Jeder in der Gegend kennt den Gauleiter, der seit der Kampfzeit der NSDAP in zahlreiche, auch blutige Gefechte verwickelt gewesen war. Er hatte davon gesprochen, dass nun in der Zeit der nationalen Erhebung die Bauern als Reichsnährstand das Rückgrat der Volksgemeinschaft sind. Und dass die Jugend das Banner der Zukunft trägt.

Am Nachmittag gab es eine Stadtführung: Schloss, Hafen, Marstall, und zurück durch die Altstadt. Erich hatte sich die Nase am Schaufenster eines Radiogeschäftes plattgedrückt und die anderen vorauslaufen lassen, die Gruppe bog weiter vorn gerade um die Ecke. Er rannte hinterher und plötzlich kam ihm die Straße bekannt vor. Er erreichte die Gruppe auf einem großen, baumbestandenen Platz. Der Stadtführer erzählte etwas über die Kirche und die Häuser drumherum, deutsches Fachwerk seit dem Mittelalter. Und ihm wird plötzlich ganz kalt, mitten im Sommer. An die Zeit im Kinderheim erinnert er sich kaum, aber hier hat er gestanden, in Reih und Glied, bevor sie mit den Diakonissen in die Kirche gehen durften. Und kein Mucks während des Gottesdienstes, schön die Hände falten, sonst gibt es Strafe.

Nach dem Ausflug waren alle müde, keiner wollte mehr reden während der Rückfahrt nach Ludwigslust. Er lehnte den Kopf an die kühle Fensterscheibe, und ließ die Landschaft vorbeiziehen. Nach dem Abendessen stahl er sich davon und lief in den Schlosspark, der schon im Dämmerlicht lag. Die Kanäle im Park erinnerten ihn an die Elde. Das Wasser stand dunkel unter den Farnen, die ersten Fledermäuse wagten sich hervor. Im letzten Licht blitzte das blaue Gefieder des Eisvogels über dem kleinen Wasserfall.